

Jess Walter
Schöne Ruinen

Jess Walter

Schöne Ruinen

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Friedrich Mader

Karl Blessing Verlag

Titel der Originalausgabe: *Beautiful Ruins*
Originalverlag: HarperCollins

Der Text auf Seite 338/339 wurde leicht
abgewandelt übernommen aus:

Arthur Miller: Nach dem Sündenfall.

In: Ders: Nach dem Sündenfall. Zwischenfall in Vichy. Zwei Dramen.
Frankfurt am Main, Fischer Bücherei 866, S. 81.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage 2013 by Jess Walter

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

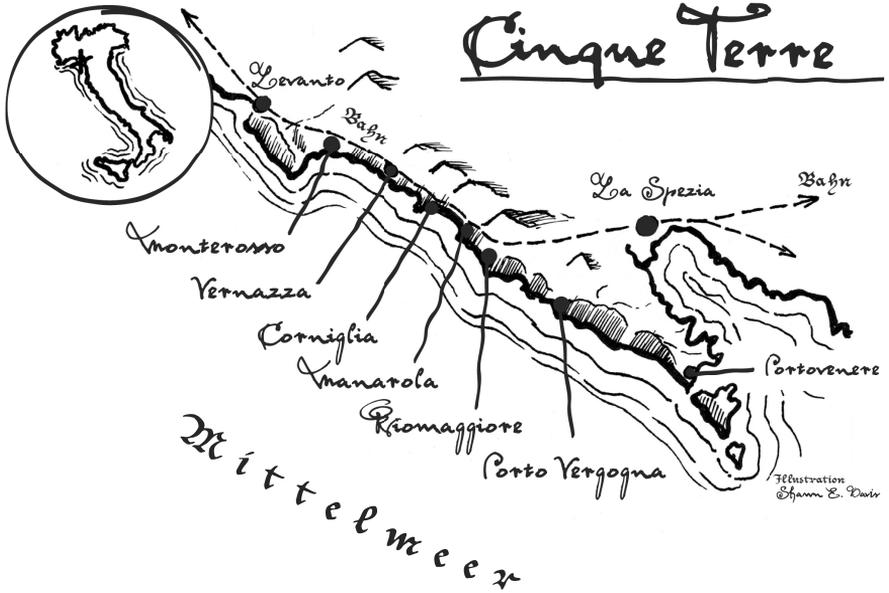
Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-499-9

www.blessing-verlag.de

Für Anne, Brooklyn, Ava und Alec

Cinque Terre



Die alten Römer bauten ihre größten
architektonischen Meisterwerke, um darin wilde Tiere
kämpfen zu lassen.

Voltaire, *Sämtliche Briefe*

CLEOPATRA: Ich mache die Liebe niemals zu meinem Herrn.

ANTONIUS: Dann wirst du keine Liebe haben.

Aus dem Katastrophenfilm *Cleopatra* von 1963

[Dick] Cavett führte seine vier großen Interviews
mit Richard Burton 1980 ... Burton, damals vierundfünfzig
und bereits eine schöne Ruine, war absolut faszinierend.

Louis Menand, »Talk Story« in *New Yorker*, 22. November 2010

I

DIE TODKRANKE SCHAUSPIELERIN

April 1962

Porto Vergogna, Italien

Die todkranke Schauspielerin erreichte sein Dorf auf dem einzigen direkten Weg: in einem Motorboot, das in die Bucht steuerte, am Steindamm vorbeischlingerte und gegen das Ende des Piers rumpelte. Nach einem Augenblick des Zögerns streckte sie im Heck des Boots eine schlanke Hand aus, um nach der Mahagonireling zu greifen; mit der anderen hielt sie den breitrempigen Hut auf ihrem Kopf fest. Überall um sie herum zerbrach das Sonnenlicht in flackernde Scherben.

Zwanzig Meter entfernt beobachtete Pasquale Tursi die Ankunft der Frau wie in einem Traum. Oder vielmehr, wie er später denken sollte, im Gegenteil eines Traums: einer Entladung von Klarheit nach einem Leben im Schlaf. Pasquale richtete sich auf und unterbrach seine Tätigkeit, die in diesem Frühjahr wie üblich in dem Versuch bestand, unterhalb der Pensione seiner Familie einen Strand anzulegen. Bis auf Brusthöhe im kalten Ligurischen Meer stehend, ließ Pasquale

katzengroße Steinbrocken fallen, um den Wellenbrecher zu verstärken, damit das Wasser nicht seinen kleinen Haufen Bausand wegspülte. Pasquales »Strand« war nur so breit wie zwei Fischerboote, und der Grund unter der dünnen Sandschicht bestand aus schartigem Fels. Trotzdem war es die größte Annäherung an ein flaches Stück Küste im gesamten Dorf: diesem Schatten einer Gemeinde, die kurioserweise – oder vielleicht aus naiver Hoffnung – als Porto bezeichnet worden war, obwohl die einzigen regelmäßig ein- und ausfahrenden Boote der Handvoll hier beheimateter Sardinien- und Sardellenfischer gehörten. Der andere Teil des Namens, Vergogna, bedeutete Schande und war ein Relikt aus der Gründungszeit des Dorfs im siebzehnten Jahrhundert, als Seeleute und Fischer hier Frauen mit einer gewissen moralischen und kommerziellen Flexibilität finden konnten.

An dem Tag, als er die wunderschöne Amerikanerin zum ersten Mal erblickte, steckte Pasquale auch bis auf Brusthöhe in Tagträumen, die das schmutzige kleine Porto Vergogna als aufstrebenden Urlaubsort und ihn selbst als eleganten Geschäftsmann darstellten, einen Mann von unbegrenzten Möglichkeiten zu Beginn einer glorreichen Moderne. Überall sah er Zeichen von il Boom – die Zunahme von Reichtum und Bildung, die Italien verwandelte. Weshalb also nicht auch hier? Erst jüngst war er nach vier Jahren im betriebsamen Florenz in das rückständige Dorf seiner Kindheit zurückgekehrt, beseelt von den bedeutenden Neuerungen aus der Welt dort draußen – eine glitzernde Ära war angebrochen, eine Ära der blitzenden Macchine, der Fernsehgeräte und Telefone, der doppelten Martinis und Frauen in engen Hosen –, einer Welt, die davor nur im Kino zu existieren schien.

Porto Vergogna war ein Nest aus einem Dutzend alter, weiß getünchter Häuser, einer verlassenen Kapelle und dem

einzigem kommerziellen Betrieb des Orts – dem winzigen Hotel mit Café, das Pasquales Familie gehörte –, die sich alle in einen Spalt der Steilhänge drängten wie eine Herde schlafender Ziegen. Hinter dem Dorf türmten sich die Berge zweihundert Meter hoch zu einer Wand aus schwarzem, furchigem Fels auf. Darunter ruhte das Meer in einer steinigen, wie eine Garnele gekrümmten Bucht, aus der jeden Tag die Fischer hinausfuhren. Hinten durch die Klippen und vorn durch das Meer abgeschnitten, war das Dorf nie für Wagen oder Karren erreichbar gewesen, und daher gab es nur einige wenige schmale Wege zwischen den Häusern: ziegelgesäumte Straßen, die nicht einmal so breit wie Gehsteige waren, abschüssige Gassen und steile Treppen, sodass man überall im Ort auf beiden Seiten Mauern berühren konnte, wenn man die Arme ausstreckte und dabei nicht gerade auf der Piazza San Pietro, dem kleinen Dorfplatz, stand.

Alles in allem hatte Porto Vergogna also durchaus eine gewisse Ähnlichkeit mit den bezaubernden Bergdörfern der Cinque Terre im Norden, nur dass es kleiner, abgelegener und nicht so malerisch war. Die Hoteliers und Gastronomen im Norden hatten sogar einen eigenen Spitznamen für das winzige, in die Steilklippen geklemmte Nest: culo di baldracca – Hurenarsch. Doch trotz der Verachtung vonseiten der Nachbarorte war Pasquale inzwischen ganz wie sein Vater früher davon überzeugt, dass Porto Vergogna eines Tages genauso florieren würde wie die übrige Riviera di Levante, der Küstenstrich südlich von Genua, zu der auch die Cinque Terre zählten, oder die größeren Touristenstädte wie Portofino an der eleganten Riviera di Ponente. Zwar waren die seltenen ausländischen Touristen, die es mit dem Boot oder zu Fuß nach Porto Vergogna verschlug, meistens verirrte Franzosen oder Schweizer, aber Pasquale hegte die Hoffnung, dass die Sechzigerjahre eine Flut von Amerikanern

bringen würden, angeführt vom bravissimo Präsidenten John Kennedy und seiner Frau Jacqueline. Doch um zur Destinatione turistica primaria zu werden, wie Pasquale es sich erhoffte, musste sein Dorf attraktiv für diese Urlauber sein. Und dazu brauchte es erst einmal einen Strand.

Und so stand Pasquale brusttief im Wasser und balancierte einen großen Stein unterhalb seines Kinns, als das rote Mahagoniboot in die Bucht schaukelte. Sein alter Freund Orenzio steuerte es im Auftrag des vermögenden Winzers und Hoteliers Gualfredo, der im Tourismus südlich von Genua das Sagen hatte, dessen nobles, zehn Meter langes Sportboot allerdings nur selten den Weg nach Porto Vergogna fand. Pasquale beobachtete, wie das Boot pendelnd zur Ruhe kam, und ihm fiel nichts anderes ein, als zu rufen: »Orenzio!« Sein Freund war verwirrt von der Begrüßung; sie kannten sich, seit sie zwölf waren, doch sie waren keine Brüller, er und Pasquale, eher ... Wahrnehmer, Lippenkräusler, Brauenhochzieher. Grimmig nickte Orenzio zurück. Er verstand keinen Spaß, wenn er Touristen im Boot hatte, vor allem Amerikaner. »Das sind ernste Leute, die Amerikaner«, hatte er Pasquale einmal erklärt. »Noch misstrauischer als die Deutschen. Wenn man zu viel lächelt, glauben die Amerikaner, dass man sie übers Ohr haut.« Heute machte Orenzio ein besonders mürrisches Gesicht und schielte kurz nach hinten zu der Frau im Heck, deren lange, hellbraune Jacke fest um ihre dünne Taille geschlungen und deren Gesicht fast völlig unter dem Schlapphut verborgen war.

Dann wandte sich die Frau mit einer leisen Bemerkung auf Englisch – Amerikanisch – an Orenzio, die vom Wasser weitergetragen wurde. »Entschuldigen Sie, was macht der Mann da?«

Pasquale wusste, dass der englische Wortschatz seines Freundes begrenzt war und er deshalb aus Unsicherheit Fragen in

dieser furchtbaren Sprache meist so knapp wie möglich beantwortete. Orenzio sah kurz zu Pasquale, der einen großen Stein für den Bau seines Wellenbrechers in den Händen hielt, und versuchte sich mit einer Spur von Ungeduld an dem englischen Wort für Strand. Doch statt *beach* wurde daraus *bitch*. Die Frau neigte den Kopf, als hätte sie sich verhöhrt. Pasquale wollte aushelfen und murmelte, dass der *bitch* für die Touristen war, »per i turisti«. Doch die schöne Amerikanerin schien ihn gar nicht zu beachten.

Pasquales Traum vom Tourismus war ein Erbe seines Vaters. In den letzten zehn Jahren seines Lebens hatte sich Carlo Tursi darum bemüht, dass die fünf größeren Orte der Cinque Terre Porto Vergogna als sechsten im Bunde aufnahmen. (»Wäre viel netter«, meinte er immer. »Sei terre, die sechs Länder. Cinque Terre kommt den Touristen doch so schwer über die Zunge.«) Doch dem winzigen Porto Vergogna fehlte der Reiz und der politische Einfluss der fünf größeren Nachbarorte. Während die fünf mit Telefonleitungen und schließlich sogar mit einer Bahnlinie, die durch Bergtunnel führte, verbunden und von den Saisontouristen und ihrem Geld überschwemmt wurden, verkümmerte der sechste wie ein überzähliger Finger. Carlos zweiter fruchtloser Ehrgeiz war, dass diese wichtige Bahnlinie um einen Kilometer und einen Tunnel verlängert wurde, um Porto Vergogna mit den größeren Küstenstädten zu verbinden. Doch dazu kam es nicht, und da die nächste Straße durch die terrassenförmigen Weinberge hinter den Cinque-Terre-Klippen führte, blieb Porto Vergogna abgeschnitten, allein in seinem Spalt in den schwarzen, runzligen Felsen, von denen nur steile Fußpfade hinab zum Meer führten.

Pasquales Vater war zehn Monate vor der Ankunft der glanzvollen Amerikanerin gestorben. Ein schneller und stiller Tod hatte Carlo beim Lesen seiner geliebten Zeitungen

ereilt – in Form eines in seinem Gehirn geplatzten Blutgefäßes. Immer wieder spielte Pasquale die letzten Minuten seines Vaters durch: Er schlürfte einen Espresso, zog an einer Zigarette, lachte über eine Meldung in der Mailänder Zeitung (Pasquales Mutter hob die Seite auf, konnte aber nichts Lustiges darin entdecken) und sank zusammen, als wäre er eingenickt. Pasquale war an der Universität Florenz, als er die Nachricht vom Tod seines Vaters erhielt. Nach der Beerdigung bat er seine nicht mehr junge Mutter, nach Florenz zu ziehen, doch schon die Vorstellung empörte sie. »Was wäre ich für eine Ehefrau, wenn ich deinen Vater verlassen würde, weil er tot ist?« Damit stand fest – zumindest für Pasquale –, dass er in die Heimat zurückkehren und sich um seine gebrechliche Mutter kümmern musste.

Also zog er wieder in sein altes Zimmer im Hotel. Vielleicht hatte er Schuldgefühle, weil er Carlos Ideen früher belächelt hatte, jedenfalls betrachtete Pasquale den kleinen Gasthof seiner Familie auf einmal mit ganz anderen, sozusagen väterlichen Augen. Ja, dieses Dorf konnte zu einem ganz besonderen italienischen Ferienort werden – zu einer Zuflucht für Amerikaner mit Sonnenschirmen an der felsigen Küste, mit klickenden Fotoapparaten und strahlenden Kennedys! Und wenn die Verwandlung der leeren Pensione in ein erstklassiges Urlaubsetablisement seinem eigenen Interesse diente, hatte er nichts dagegen, schließlich war das alte Hotel sein einziges Erbe, die einzige familiäre Trumpfkarte, die er ausspielen konnte.

Das Hotel bestand aus einer Trattoria – ein Café mit drei Tischen –, einer Küche, zwei Wohnungen im ersten Stock und den sechs Zimmern des ehemaligen Bordells darüber. Verbunden mit dem Hotel war die Verantwortung für seine einzigen beiden festen Bewohner, le due streghe, wie die Fischer sie nannten, die beiden Hexen: Pasquales halb gelähmte Mutter

Antonia und ihre Schwester Valeria, das böse Weib mit den drahtigen Haaren, die fürs Kochen zuständig war, wenn sie nicht gerade die faulen Fischer und seltenen Gäste anschie, die hereinstolperten.

Pasquale war überaus duldsam, und er ließ sich die Launen seiner melodramatischen Mamma und seiner verrückten Zia genauso gefallen wie die groben Bemerkungen der Fischer, die jeden Morgen ihre Pescherecci hinunter zum Ufer schoben und mit diesen kleinen, wie schmutzige Salatschüsseln auf den Wellen schaukelnden Nusschalen, angetrieben vom *Bapp-bapp* der rauchenden Außenbordmotoren, hinaus aufs Meer fuhren. Den Fischern gingen jeden Tag gerade so viel Sardellen, Sardinen und Seebarsche ins Netz, wie sie an die Restaurants im Süden verkaufen konnten, bevor sie zurückkamen, um Grappa zu trinken und ihre bitteren, selbst gedrehten Zigaretten zu rauchen. Sein Vater hatte stets großen Wert darauf gelegt, sich und seinen Sohn – beide immerhin Nachfahren, so Carlo, der angesehenen florentinischen Kaufmannsschicht – von den ungehobelten Fischern abzugrenzen. »Schau sie dir an«, sagte er zu Pasquale, versteckt hinter einer der vielen Zeitungen, die jede Woche mit dem Postboot kamen. »In einer zivilisierteren Zeit wären sie unsere Dienstboten gewesen.«

Nachdem er im Krieg seine zwei älteren Söhne verloren hatte, kam es für Carlo nicht infrage, dass Pasquale auf einem Fischerboot, in einer Fischfabrik in La Spezia, in den Weinbergen, in einem Marmorsteinbruch der Apenninen oder an einem anderen Ort arbeitete, wo ein junger Mann wertvolle Fähigkeiten erwerben und das Gefühl abschütteln konnte, verweichlicht und in der harten Welt fehl am Platz zu sein. Nein, Carlo und Antonia – die bei der Geburt ihres letzten Kindes schon vierzig war – zogen Pasquale wie ein nur ihnen anvertrautes Geheimnis auf, und erst durch inständiges Bitten

waren seine alternden Eltern dazu zu bewegen, ihn an der Universität in Florenz studieren zu lassen.

Als Pasquale nach dem Tod seines Vaters zurückkehrte, wussten die Fischer nicht so recht, was sie von ihm halten sollten. Zuerst schrieben sie sein seltsames Gebaren – dass er ständig las, dass er Selbstgespräche führte, dass er Sachen ausmaß, dass er säckeweise Bausand auf die Felsen schüttete und ihn auseinanderharkte wie ein eitler Tropf, der seine letzten Haarbüschel kämmt – der Trauer zu. Sie zogen ihre Netze auf, und als sie beobachteten, wie der schlanke Einundzwanzigjährige Steine umschichtete, um die Stürme daran zu hindern, seinen Strand wegzuspülen, wurden ihre Augen feucht in der Erinnerung an die leeren Träume ihrer eigenen verstorbenen Väter. Doch bald vermissten die Fischer die gutmütigen Frotzeleien, mit denen sie Carlo Tursi immer aufgezo-gen hatten.

Nachdem die Fischer Pasquale einige Wochen dabei zuge-sehen hatten, wie er an seinem Strand arbeitete, ertrugen sie es schließlich nicht mehr. Eines Tages warf Tomasso der Ältere dem jungen Mann eine Streichholzschachtel zu und rief: »Da hast du einen Stuhl für deinen kleinen Strand, Pasquale!« Nach Wochen fast übermenschlicher Freundlichkeit war der sanfte Spott eine Erleichterung, wie ein Platzregen über dem Dorf. Endlich ging das Leben wieder seinen normalen Gang. »Pasquale, gestern hab ich in Lerici einen Teil von deinem Strand gesehen. Soll ich den restlichen Sand auch raufbringen, oder wartest du lieber, bis die Strömung ihn dort ablie-fert?«

Ein Strand war etwas, was die Fischer wenigstens verstehen konnten, denn es gab Strände in Monterosso al Mare und in den nördlicheren Orten der Riviera, wo sie den größten Teil ihres Fangs verkauften. Als Pasquale allerdings seine Absicht verkündete, in den Klippen aus einer Gruppe von

Felsblöcken einen Tennisplatz zu meißeln, stand für die Fischer fest, dass Pasquale noch verschrobener war als sein Vater. »Der Junge hat den Verstand verloren«, erklärten sie, als sie von der kleinen Piazza aus beim Zigarettendrehen beobachteten, wie Pasquale über die Gesteinsbrocken flitzte und mit einer Schnur die Grenzen seines künftigen Courts markierte. »Das ist eben eine Familie von Pazzi. Passt auf, bald redet er mit Katzen.« Da er nur steile Felswände zur Verfügung hatte, wusste Pasquale, dass ein Golfplatz nicht infrage kam. Doch in der Nähe seines Hotels gab es eine natürliche Felsbank aus drei Steinblöcken, und wenn er ihre Oberflächen angleichen und den Rest auskragen konnte, war es vielleicht möglich, Formen zu bauen und genug Beton hinzuzugießen, um die Blöcke zu einem flachen Rechteck zu verbinden und daraus – wie eine Vision, die sich aus den Felsklippen erhob – einen Tennisplatz entstehen zu lassen, der den vom Meer eintreffenden Besuchern zeigte, dass sie einen erstklassigen Ferienort vor sich hatten. Wenn er die Augen schloss, sah er es vor sich: Männer in sauberen weißen Hosen, die Bälle hin- und herschlugen auf einem Court, der in atemberaubender Weise über die Klippen hinausragte, eine fantastische Platte, zwanzig Meter über der Küste, wo Frauen in luftigen Kleidern und Sommerhüten unter Sonnenschirmen Drinks genossen. Also arbeitete er unverdrossen mit Pickel und Meißel und Hammer, in der Hoffnung, eine ausreichende Fläche für einen Tennisplatz schaffen zu können. Er harkte seine Sandschicht. Er warf Steine ins Meer. Geduldig ertrug er die Hänseleien der Fischer. Er sah nach seiner sterbenskranken Mutter. Und er wartete – wie er es immer getan hatte – darauf, dass das Leben kam und ihn fand.

Dies war nach dem Tod seines Vaters zehn Monate lang die Summe von Pasquale Tursis Existenz. Und wenn er auch

nicht unbedingt glücklich war, unglücklich war er auch nicht. Stattdessen hauste er wie die meisten Menschen auf einem riesigen, leeren Plateau zwischen Langeweile und Zufriedenheit.

Und vielleicht hätte er dort sein ganzes Leben verbracht, wenn Pasquale nicht an diesem kühlen, sonnigen Nachmittag bis auf Brusthöhe im Wasser stehend aus zwanzig Metern Entfernung beobachtet hätte, wie an den Holzbollern des Piers das Mahagoniboot mit der schönen Amerikanerin an Bord zur Ruhe kam, während um sie herum eine sanfte Brise das Meer kräuselte.

Sie war unglaublich dünn und hatte doch ziemliche Rundungen, diese schöne Amerikanerin. Aus Pasquales Blickwinkel – sie hatte das flackernde Sonnenlicht im Rücken, und der Wind fuhr ihr ins weizenblonde Haar – war es, als gehörte sie einer anderen Gattung an, größer und ätherischer als jede Frau, die er je erblickt hatte. Orenzio bot ihr eine Hand, und nach kurzem Zögern nahm sie sie. Er half ihr vom Boot auf den schmalen Pier.

»Danke«, ließ sich eine unsichere Stimme unter dem Hut vernehmen. Dann: »Grazie.« Sie hauchte das italienische Wort, es wirkte ungewohnt. Mit einem leichten Schwanken machte sie ihren ersten Schritt in Richtung Dorf, dann fand sie ihr Gleichgewicht wieder. In diesem Moment nahm sie ihren Hut ab, um den Ort genauer in Augenschein zu nehmen. Zum ersten Mal sah Pasquale ihr ganzes Gesicht und war ein wenig erstaunt, dass die schöne Amerikanerin nicht ... nun ... schöner war.

Sicher, sie war reizend, aber nicht so, wie er es erwartet hatte. Zunächst war sie so groß wie Pasquale, knapp über eins achtzig. Und waren ihre Züge nicht ein wenig überladen für ein derart schmales Gesicht – die ausgeprägte, abfallende Kieferkontur, der volle Mund, die Augen so rund und offen,

dass sie erschrocken wirkten? Und konnte eine Frau *zu* dünn sein, sodass ihre Rundungen jäh und beunruhigend wirkten? Das lange Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden, und die leicht gebräunte Haut straffte sich über einem Gesicht, das irgendwie zugleich zu spitz und zu weich war: die Nase zu zart für dieses Kinn, für diese hohen Wangenknochen, für die großen, dunklen Augen. Nein, dachte er, reizend war sie vielleicht, aber keine große Schönheit.

Doch dann wandte sie sich ihm ganz zu, und die widerstrebenden Züge ihres markanten Gesichts flossen zu einer vollkommenen Einheit zusammen. Pasquale erinnerte sich aus dem Studium, dass manche Bauwerke in Florenz aus verschiedenen Blickwinkeln enttäuschen konnten, aber als Ganzes oder auf einem Foto immer gut aussahen; dass die verschiedenen Perspektiven auf ein Gesamtbild hin komponiert waren; und so war es wohl auch bei Menschen. Dann lächelte sie, und in diesem Augenblick, wenn so etwas überhaupt möglich ist, verliebte sich Pasquale weniger in die Frau, die er gar nicht kannte, als in den Moment – und so sollte es sein Leben lang bleiben.

Er ließ den Stein fallen.

Sie schaute weg – nach rechts, nach links, dann wieder nach rechts –, wie um den Rest des Dorfs zu erfassen. Pasquale errötete, als er sich ausmalte, welchen Eindruck sie gerade bekam: ein Dutzend farblose, triste Steinhäuser, einige davon verlassen, die wie Seepocken in der Klippenfurche klebten. Auf der kleinen Piazza strichen verwilderte Katzen herum, doch ansonsten war alles ruhig, da die Fischer mit ihren Booten ausgelaufen waren. Ähnliche Enttäuschung empfand Pasquale, wenn sich Menschen zufällig auf einer Wanderung hierher verirrtten oder aufgrund einer kartografischen oder sprachlichen Verwechslung mit dem Boot anlandeten, Menschen, die sich auf dem Weg in die bezaubernden Städt-

chen *Portovenere* oder *Portofino* wähten, nur um sich plötzlich in dem hässlichen Fischerdorf Porto Vergogna wiederzufinden.

»Entschuldigung.« Die schöne Amerikanerin wandte sich wieder an Orenzio. »Soll ich mit den Taschen helfen? Oder gehört das ... ich meine ... ich weiß nicht, was bezahlt wurde und was nicht.«

Nach der *beach*-Geschichte hatte Orenzio das teuflische Englisch erst mal satt und zuckte nur die Achseln. Er unterstrich sein Äußeres – kleine Statur, abstehende Ohren und trübe Augen – gegenüber Touristen oft mit einem Benehmen, das auf einen Gehirnschaden schließen ließ. Umso beeindruckter zeigten sich diese von der Fähigkeit dieses Einfaltspinsels, ein Motorboot zu lenken, und bedachten ihn mit einem üppigen Trinkgeld. Je trotteliger er sich gab und je weniger Englisch er sprach, mutmaßte seinerseits Orenzio, desto besser fiel seine Bezahlung aus. Entsprechend dumm schaute er aus der Wäsche.

»Muss ich mein Gepäck also selber holen?«, fragte die Frau geduldig und ein wenig hilflos.

»I bagagli, Orenzio«, rief Pasquale seinem Freund zu, und dann dämmerte es ihm: Diese Frau wollte in *sein* Hotel! Hastig watete Pasquale hinüber zum Pier und leckte sich die Lippen, weil er gleich ungewohntes Englisch sprechen musste. »Bitte«, sagte er zu der Frau, und seine Zunge klebte ihm wie ein Knorpelbrocken im Mund. »Habe Ehre ich und Orenzio tragen Tasche. Gehen zu Hotel Ausreichende Aussicht.« Seine Bemerkung schien die Amerikanerin zu verwirren, doch Pasquale bemerkte es gar nicht. Er wollte einen stilvollen Abschluss finden und suchte nach einer geeigneten Anrede für sie. *Madame*? Er wünschte sich etwas Besseres. Er beherrschte die englische Sprache nicht, doch er hatte genug gelernt, um eine gesunde Furcht vor der Strenge zu haben,

mit der sie auf ihrer Willkür und ihren sinnlosen Konjugationen beharrte; sie war unberechenbar wie ein Mischlingshund. Seine ersten Lektionen in dieser Sprache hatte er von dem einzigen Amerikaner erhalten, der je in dem Hotel abgestiegen war, einem Schriftsteller, der jedes Frühjahr nach Italien kam, um an seinem Lebenswerk herumzubosseln – einem epischen Roman über seine Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg. Pasquale versuchte sich auszumalen, was der hochgewachsene, schneidige Autor zu dieser Frau gesagt hätte, aber die richtigen Worte wollten ihm nicht einfallen, und er überlegte, ob es eine Entsprechung für das italienische *Bella* gab. Dann probierte er es einfach: »Bitte. Kommen. Schöne Amerika.«

Sie starrte ihn einen Moment an – der längste Moment seines bisherigen Lebens –, dann senkte sie sittsam lächelnd den Blick. »Danke. Ist das Ihr Hotel?«

Nach den letzten schwappenden Schritten gelangte Pasquale zum Pier. Er zog sich hinauf und schüttelte das Wasser aus den Hosenbeinen, um sich als seriöser Hotelier präsentieren zu können. »Ja. Ist mein Hotel.« Pasquale deutete auf das kleine, handgeschriebene Schild an der linken Seite der Piazza. »Bitte.«

»Und ... es ist ein Zimmer für uns reserviert?«

»O ja. Viele sind Zimmer. Für Sie alle Zimmer. Ja.«

Ihr Blick wanderte von dem Schild zurück zu Pasquale. Eine warme Bö blies in die Strähnen, die sich aus ihrem Zopf gelöst hatten, wie in Luftschnangen. Sie lächelte über die Pfütze, die sich unter seiner dünnen Gestalt bildete, und schaute ihm in die meerblauen Augen. »Sie haben reizende Augen.« Mit diesen Worten setzte sie den Hut wieder auf und steuerte auf die kleine Piazza zu, die das Zentrum des winzigen Nests bildete.

In Porto Vergogna hatte es nie ein Liceo gegeben, daher

musste Pasquale nach La Spezia, um dort das Gymnasium zu besuchen. Dort hatte er Orenzio kennengelernt, der zu seinem ersten echten Freund wurde. Mangels Gelegenheiten hielten sie zusammen: der schüchterne Sohn des alten Hoteliers und der kleine Junge mit den abstehenden Ohren vom Hafendamm. In den Winterwochen, wenn die Überfahrt schwierig war, wohnte Pasquale sogar manchmal bei Orenzios Familie. Im Winter vor Pasquales Abschied nach Florenz erfanden er und Orenzio ein Spiel, das sich um Schweizer Bier drehte. Dabei saßen sie am Hafen von La Spezia einander gegenüber und warfen sich Beschimpfungen an den Kopf, bis einer von beiden nicht mehr weiterwusste oder sich wiederholte. Der Verlierer musste dann das vor ihm stehende Glas leeren.

Als er jetzt das Gepäck der Amerikanerin hochhievte, beugte sich Orenzio zu Pasquale, um eine Trockenversion des Spiels zu beginnen. »Was hat sie gesagt, Sackschnüffler?«

»Sie mag meine Augen«, antwortete Pasquale, ohne die Herausforderung anzunehmen.

»Ach komm, Steißfummler«, widersprach Orenzio, »das hat sie bestimmt nicht gesagt.«

»Doch, wirklich. Sie findet meine Augen toll.«

»Du bist ein Lügner, Pasqua, und stehst auf Jungs mit dicken Nudeln.«

»Es stimmt.«

»Dass du für Jungs mit dicken Nudeln schwärmst?«

»Nein. Dass sie das über meine Augen gesagt hat.«

»Du bist ein Bocklutscher. Die Frau ist ein Kinostar.«

»Könnte ich mir auch vorstellen«, erwiderte Pasquale.

»Nein, Dummkopf, sie ist wirklich Schauspielerin. Sie gehört zu der amerikanischen Gesellschaft, die in Rom diesen Film dreht.«

»Welchen Film?«

»Cleopatra. Liest du keine Zeitung, Scheißeraucher?«

Pasquale wandte sich nach der Amerikanerin um, die die Treppe zum Dorf hinaufstieg. »Für Cleopatra ist sie doch viel zu hellhäutig.«

»Cleopatra ist die Hure und Gattenräuberin Elizabeth Taylor«, erklärte Orenzio. »Die da spielt eine andere Figur. Liest du wirklich keine Zeitungen, Kackemampfer?«

»Welche Rolle hat sie?«

»Woher soll ich das wissen? Es gibt bestimmt viele Rollen.«

»Wie heißt sie?«, fragte Pasquale.

Orenzio reichte ihm die maschinengeschriebenen Anweisungen, die er erhalten hatte. Neben dem Namen der Frau stand auf dem einzelnen Blatt Papier, dass sie zum Hotel in Porto Vergogna gebracht und dass die Rechnung an den Mann geschickt werden sollte, der die Fahrt arrangiert hatte: Michael Deane, zurzeit Grand Hotel in Rom. Dieser Michael Deane war, so die Angaben, »Public-Relations-Assistent« bei »20th Century Fox Pictures«. Und die Frau hieß ...

»Dee ... Moray«, las Pasquale laut. Der Name war ihm nicht bekannt, aber es gab so viele amerikanische Filmstars – Rock Hudson, Marilyn Monroe, John Wayne –, und sobald er glaubte, alle zu kennen, wurde wieder ein neuer berühmt, fast als gäbe es in Amerika eine Fabrik, in der diese riesigen Leinwandgesichter hergestellt wurden. Pasquale blickte nach hinten, wo die Frau bereits die letzten Stufen vor dem eigentlichen Eingang zum Ort erreicht hatte. »Dee Moray«, raunte er erneut.

Orenzio schaute über Pasquales Schulter auf das Blatt. »Dee Moray.« Der Name hatte etwas Faszinierendes, und beide konnten nicht aufhören, ihn zu wiederholen. »Dee Moray.«

»Sie ist krank«, stellte Orenzio schließlich fest.

»Was hat sie?«

»Woher soll ich das wissen? Der Mann hat nur gesagt, dass sie krank ist.«

»Was Ernstes?«

»Das weiß ich auch nicht.« Und dann, als wäre nun auch ihm die Luft ausgegangen und als hätte er das Interesse an ihrem alten Spiel verloren, fügte Orenzio eine weitere Beschimpfung hinzu: »Mangiaculo.« *Arschfresser*.

Pasquale beobachtete Dee Moray, die mit kleinen Schritten über den Steinpfad auf das Hotel zusteuerte. »So krank kann sie nicht sein«, konstatierte er. »Sie ist wunderschön.«

»Aber nicht wie Sophia Loren«, entgegnete Orenzio. »Oder die Marilyn Monroe.« Das war ihr anderer Winterzeitvertreib gewesen: ins Kino zu gehen und die Frauen in den Filmen zu bewerten.

»Nein, ich finde, sie ist von einer intelligenteren Schönheit ... wie Anouk Aimée.«

»Sie ist so mager«, meinte Orenzio. »Und sie ist keine Claudia Cardinale.«

»Nein.« Pasquale musste ihm zustimmen. Claudia Cardinale war vollkommen. »Aber ihr Gesicht ist nicht so gewöhnlich.«

Orenzio wurde die Diskussion zu kompliziert. »Ich könnte einen dreibeinigen Köter ins Dorf bringen, Pasqua, und du würdest dich in ihn verlieben.«

Jetzt fing Pasquale an, sich Sorgen zu machen. »Orenzio, wollte sie überhaupt hierher?«

Orenzio patschte auf den Zettel in Pasquales Hand. »Der Amerikaner, dieser Deane, der sie nach La Spezia gefahren hat ... Ich hab ihm erklärt, dass niemand hierherkommt. Hab gefragt, ob er vielleicht Portofino oder Portovenere meint. Er wollte wissen, wie Porto Vergogna ist, und ich hab gesagt, hier gibt es nichts außer einem Hotel. Er hat gefragt,

ob das Dorf ruhig ist. Und ich darauf: »Nur der Tod ist ruhiger.« Und er: »Dann ist es genau das Richtige.«

Pasquale lächelte seinem Freund zu. »Danke, Orenzio.«

»Bocklutscher«, antwortete Orenzio leise.

»Das hast du schon mal gesagt.«

Orenzio tat, als würde er ein Glas Bier kippen.

Dann starrten sie beide vierzig Meter den Hang hinauf zu der Stelle, wo der erste amerikanische Gast seit dem Tod seines Vaters vor der Tür zum Hotel stand. Das ist die Zukunft, dachte Pasquale.

Zögernd wandte sich Dee Moray auf dem Dorfplatz um und schaute zu ihnen herab. Sie schüttelte ihren Zopf aus, und das sonnengebleichte Haar bebte und tanzte um ihr Gesicht, als sie den Anblick des Meeres auf sich wirken ließ. Dann wandte sie sich mit geneigtem Kopf dem Schild zu, als hätte sie Mühe, die Worte zu verstehen:

HOTEL ZUR AUSREICHENDEN AUSSICHT

Schließlich klemmte sich die Zukunft ihren Schlapphut unter den Arm, schob die Tür auf und trat mit eingezogenem Kopf ein.

Nachdem sie im Hotel verschwunden war, gab sich Pasquale der schwerfälligen Vorstellung hin, dass er sie irgendwie heraufbeschworen hatte, dass er diese Frau nach den vielen Jahren an diesem Ort, nach den Monaten der Trauer, der Abgeschiedenheit und des Wartens auf Amerikaner aus Kino- und Bücherpassagen selbst erschaffen hatte, aus den verlorenen Bruchstücken und Ruinen seiner Träume, aus seiner epischen, endlosen Einsamkeit. Er schielte hinüber zu Orenzio, der das Gepäck von *jemandem* schleppte, und plötzlich schien die ganze Welt ganz unwirklich, unsere Zeit darin nur wie ein kurzer Traum. Noch nie hatte ihn eine derart distan-

zierte, existenzielle Empfindung, ein derart erschreckendes Gefühl von Freiheit gestreift – es war, als würde er über dem Dorf und über seinem eigenen Körper schweben – und es riss ihn auf eine Weise mit, die er niemals hätte erklären können.

»Dee Moray«, sagte Pasquale Tursi auf einmal laut und brach damit den Bann seiner Gedanken. Orenzio schaute herüber. Darauf kehrte ihm Pasquale den Rücken zu und sprach den Namen erneut aus, nur für sich selbst, in einem fast unhörbaren Flüstern, verlegen über den hoffnungsvollen Atem, der die Worte formte. Das Leben, dachte er, entsteht erst aus der Kraft der Fantasie.

DER LETZTE PITCH

*Unlängst
Hollywood, Kalifornien*

Vor dem Sonnenaufgang – vor den guatemalteckischen Gärtnern mit ramponierten Rasentraktoren, vor den Kariben, die kochen, putzen und einkleiden, vor Montessori, Pilates und Coffee Bean, bevor sich die Benz und BMWs auf die palmengesäumten Straßen schieben und die Bluetooth-Haie erneut ihr niemals endendes Geschäft aufnehmen (*die Gentrifizierung des amerikanischen Geistes*) – regen sich am Boden die Sprinkleranlagen, um hoch aufsprühend vom Flughafen bis in die Berge, von der Innenstadt bis an die Strände den schlummernden Schutt der Unterhaltungsindustrie in der nordwestlichen Ecke des Großraums Los Angeles zu bespucken.

In Santa Monica rufen sie Claire Silver in der frühmorgendlichen Stille ihrer Eigentumswohnung zu – *psst hey* –, als ihre rote Lockenpracht noch über dem Kissen hängt wie eine Blutlache. Erneut flüstern sie – *psst hey* –, und Claires Augenlider flattern; sie atmet ein, orientiert sich und wirft einen flüchtigen Blick auf die Marmorschulter ihres Freundes, der

schlafend seine siebzig Prozent des Doppelbetts besetzt hält. Oft wenn Daryl spät nach Hause kommt, macht er das Fenster hinter dem Bett einen Spalt auf, und dann wacht Claire davon auf, dass draußen – *psst hey* – der Steingarten berieselt wird. Sie hat den Hausmeister gefragt, warum es nötig ist, ein Steinbeet jeden Morgen um fünf Uhr (oder überhaupt) zu bewässern, doch natürlich ist die Sprinkleranlage nicht das eigentliche Problem.

Beim Aufwachen giert Claire bereits nach Daten; sie fummelt nach ihrem Blackberry auf dem überfüllten Nachttisch und setzt sich den digitalen Schuss. Vierzehn E-Mails, sechs Tweets, fünf Freundschaftsangebote, drei SMS und ihr Terminkalender – das Leben in der Handfläche. Auch allgemeine Sachen: Freitag, neunzehn bis dreiundzwanzig Grad. Fünf Telefonate zu erledigen. Sechs Pitch-Treffen. Dann bemerkt sie in dem Infowust eine lebensverändernde E-Mail von *affinity@arc.net*. Sie öffnet sie.

*Liebe Claire,
noch einmal vielen Dank für Ihre Geduld bei diesem langwierigen Prozess. Bryan und ich waren sehr beeindruckt von Ihren Referenzen und Ihrem Vorstellungsgespräch, und wir würden uns gern weiter mit Ihnen unterhalten. Könnten Sie sich vielleicht heute Morgen mit uns zu einem Kaffee treffen?*

Mit besten Grüßen

James Pierce

Museum für Amerikanische Leinwandkultur

Claire setzt sich auf. Heilige Scheiße. Die wollen ihr den Job anbieten. Oder nicht? *Weiter unterhalten*? Sie hatte bereits zwei Bewerbungsgespräche mit ihnen; was kann es da noch zu reden geben? Ist es das? Ist heute der Tag, an dem sie ihren Traumjob kündigt?

Claire ist leitende Entwicklungsassistentin bei dem legendären Filmproduzenten Michael Deane. Der Titel ist Augenschmerz: Ihr Job dreht sich ausschließlich ums Assistieren, von Entwickeln und Leiten keine Spur. Sie ist für Michaels Launen zuständig. Beantwortet seine Anrufe und E-Mails, holt ihm Sandwiches und Kaffee. Und die meiste Zeit liest sie für ihn: riesige Berge von Drehbüchern und Exposés, Einseitern und Treatments – ein Wust von Material, das im Nirwana endet.

Dabei hatte sie sich viel mehr erhofft, als sie ihr Promotionsstudium in Filmwissenschaft aufgab, um bei dem Mann zu arbeiten, der in den Siebziger und Achtzigern als »Deane von Hollywood« bekannt war. Sie wollte Filme machen – kluge, bewegende Filme. Doch als sie vor drei Jahren ihre Stelle antrat, befand sich Michael Deane im schlimmsten Tief seiner gesamten Karriere und hatte in jüngerer Zeit nichts Erwähnenswertes vorzuweisen bis auf den Indie-Zombie-Flop *Night Ravagers*. Seit Claire dort arbeitet, hat Deane Productions keinen Kinofilm gemacht, und die einzige Produktion des Hauses war eine Fernsehsendung: die erfolgreiche Reality-TV-Show und Dating-Website *Hookbook* (Hookbook.net).

Und seit dem Volltreffer mit diesem monströsen Medienmix sind Filme für Deane Productions nur noch eine verblasende Erinnerung. Stattdessen hört sich Claire nun untertags Vorschläge für Fernsehsendungen an, die so abstoßend sind, dass sie befürchtet, damit praktisch im Alleingang die Apokalypse zu beschleunigen: *Model-Versuch* (»Wir nehmen sieben Models und stecken sie in ein Verbindungshaus!«), *Nympho Night* (»Wir filmen die Dates von Leuten mit der Diagnose Sexsucht!«) und *Haus der besoffenen Zwerge* (»Na ja, das ist eben ... ein Haus voller besoffener Zwerge!«).

Michael drängt sie ständig, ihre Erwartungen anzupassen,

ihre hohen Ansprüche abzulegen, die Kultur so zu akzeptieren, wie sie ist, und ihre Auffassung von *Qualität* zu erweitern. »Wenn du Kunst machen willst«, so doziert er gern, »dann such dir einen Job im *Luv-räh*.«

Und genau das hat sie getan. Vor einem Monat hat sich Claire um eine Stelle beworben, die auf einer Webseite ausgeschrieben war. Gesucht wurde ein »Kurator für ein neues privates Filmmuseum«. Und jetzt, fast drei Wochen nach dem ersten Gespräch, stehen die smarten Geschäftsleute im Vorstand des Museums offenbar kurz davor, ihr den Job anzubieten.

Eigentlich gibt es da nicht viel zu überlegen: Das geplante Museum für Amerikanische Leinwandkultur (MALK) bietet ihr bessere Bezahlung, bessere Arbeitszeiten und mit Sicherheit eine bessere Möglichkeit, ihren Master in Moving Image Archive Studies an der University of California in Los Angeles anzuwenden. Mehr noch, die Stelle könnte ihr vielleicht sogar das Gefühl vermitteln, dass sie ihr Gehirn wieder benutzt.

Michael hält nicht viel von ihrer intellektuellen Unzufriedenheit und beharrt darauf, dass sie sich einfach ihre Sporen verdienen muss. Jeder Produzent irrt einige Jahre in der Wildnis herum, oder, wie Michael es in seiner knappen, un-nachahmlichen Ausdrucksweise formuliert, sie muss »Scheiße sieben, um Gold zu finden«, sie muss sich einen Namen machen mit einem oder zehn kommerziellen Erfolgen, damit sie später die Projekte realisieren kann, die ihr am Herzen liegen. Und so steht sie jetzt am großen Scheideweg des Lebens: Soll sie festhalten an dieser krassen Karriere und dem abwegigen Traum, eines Tages einen großen Film zu machen, oder soll sie einen ruhigen Job antreten, bei dem sie Relikte aus einer Zeit katalogisiert, als der Film noch etwas zählte?

Mit solchen Entscheidungen (College, Männer, Doktor-

titel) konfrontiert, hat Claire schon immer die Vor- und Nachteile aufgelistet, nach Zeichen gesucht und Abkommen geschlossen. Und auch jetzt schließt sie ein Abkommen mit sich oder dem Schicksal: *Entweder heute kommt eine gute, umsetzbare Filmidee durch die Tür, oder ich kündige.*

Natürlich ist das ein faules Abkommen. Überzeugt davon, dass man nur noch beim Fernsehen Geld verdienen kann, hat sich Michael seit zwei Jahren für keine einzige Idee zu einem Film, ob Pitch, Treatment oder Drehbuch, erwärmen können. Und alles, was *sie* mag, tut er als zu teuer, zu düster, zu altmodisch, zu unkommerziell ab. Und als ob damit die Chancen noch nicht schlecht genug stünden, ist heute auch noch Wild-Pitch-Freitag: der letzte Freitag im Monat, der den mauen Vorschlägen von Michaels alten Kumpeln und Kollegen und sonst von allen ausgebrannten, abgehalfterten Typen vorbehalten ist, die irgendwann einmal wer waren oder werden wollten. Und ausgerechnet an diesem Wild-Pitch-Freitag haben sich sowohl Michael als auch sein Produktionspartner Danny Roth freigenommen. Heute – *psst hey* – hat sie diese Scheiße ganz allein am Hals.

Claire schielt nach hinten zu Daryl, der neben ihr im Bett döst. Das Gewissen kneift sie, weil sie ihm nichts von der Museumsstelle erzählt hat; für ihr Schweigen gibt es mehrere Gründe: Er zieht jede Nacht um die Häuser, sie reden sowieso nicht viel miteinander, und sie spielt mit dem Gedanken, sich auch von ihm zu trennen.

»Und?«, fragt sie leise. Daryl gibt einen Tiefschlaflaut von sich – etwas zwischen Ächzen und Quieken. »Ja«, sagt sie, »das dachte ich mir schon.«

Sie steht auf und streckt sich, startet zum Bad. Doch unterwegs stockt sie vor Daryls Jeans, die wie ein ruhender Tänzer auf dem Boden liegt, wo er sie abgeworfen hat. *Psst nicht*, warnt die Sprinkleranlage, doch was bleibt ihr denn anderes

übrig – einer jungen Frau am Scheideweg und auf der Suche nach Zeichen? Sie hebt die Jeans auf und durchwühlt die Taschen: sechs Eindollarscheine, Münzen, ein Streichholzheftchen und ... ah, da ist es:

Ein Bonusheft für eine Veranstaltung mit dem charmannten Namen ARSHTAKULÄR: NACKTPROGRAMM VOM FEINSTEN. Daryls Zeitvertreib. Sie dreht die Karte um. Claire kennt sich nicht unbedingt gut aus mit den Nuancen der Unterhaltungsindustrie für Erwachsene, doch die Verwendung von Bonusheften spricht wohl nicht unbedingt dafür, dass das ARSHTAKULÄR das Vier Jahreszeiten der Tittenbars ist. Ach, sieh mal an: Daryl muss nur noch zweimal stempeln, dann bekommt er einen Lapdance gratis. Wie toll für ihn! Sie legt die Karte neben ihrem schnarchenden Freund in die Kuhle, die ihr Kopf im Kissen hinterlassen hat.

Dann steuert Claire aufs Bad zu und fügt Daryl wie eine Geisel offiziell in ihr Abkommen mit dem Schicksal ein (*Bring mir noch heute eine super Filmidee, oder mein Lover mit der Vorliebe für Stripclubs springt über die Klinge!*). Sie denkt an die Namen in ihrem Terminkalender und fragt sich, ob sich hinter einem davon ein magischer Knüller verbirgt. Sie stellt sie sich als Fixpunkte auf einer Landkarte vor: ihr Halbzehntermin beim Verspeisen eines milchweißen Omeletts, während er in Culver City noch mal seinen Pitch durchgeht, der Viertel-nach-zehn-Termin beim Tai-Chi in Manhattan Beach, der Elfstermin, der sich in Silver Lake unter der Dusche einen runterholt. Es ist befreiend, so zu tun, als hinge ihre Entscheidung jetzt von ihnen ab, als hätte sie alles getan, was in ihren Kräften steht, und Claire fühlt sich fast frei, als sie sich offen und nackt in die launischen Arme des Schicksals stürzt – oder zumindest unter eine heiße Dusche.

Und in diesem Augenblick durchbricht ein einziger wehmütiger Gedanke die Mauer ihrer Entschlossenheit: der Wunsch

oder vielleicht die Bitte, dass sie in dem ganzen Müll des Tages nur einen ... anständigen ... *Pitch* hören möge – eine Idee zu einem *großen Film* – damit sie nicht den einzigen Job aufgeben muss, von dem sie ihr ganzes Leben lang geträumt hat.

Draußen spuckt die Sprinkleranlage lachend auf den Steingarten.

Ebenfalls nackt und eintausenddreihundert Kilometer entfernt in Beaverton, Oregon, kann sich Claires letzter Termin des Tages, um vier, nicht entscheiden, was er anziehen soll. Shane Wheeler ist Ende zwanzig, groß, schlank, und das schmale, von braunen Wellen und Tischbeinkoteletten umrahmte Gesicht hat etwas leicht Ungezähmtes an sich. Seit zwanzig Minuten versucht Shane, ein passendes Outfit aus diesem Laubhaufen abgeworfener Klamotten zusammenzusuchen: faltige Polos, skurrile Secondhand-T-Shirts, Westernhemden, Bootcut-Jeans, enge Jeans, zerrissene Jeans, Ausgeh-, Kaki- und Cordhosen, und nichts davon so ganz das Richtige für die unbeschwert talentierte Lässigkeit, die er bei seinem allerersten Pitch-Meeting in Hollywood für angemessen hält.

Zerstreut reibt Shane über das Tattoo an seinem linken Unterarm. Das in eleganter Gangster-Kalligrafie gestanzte Wort *HANDLE* ist ein Verweis auf das Lieblingszitat seines Vaters aus der Bibel und war bis vor Kurzem Shanes Lebensmotto: *Handle, als hättest du Glauben, und er soll dir gegeben werden.*

Sein Weltbild wurde geprägt von endlosen Fernsehserien, von ermunternden Lehrern und Beratern, von Schülerwettbewerben, Teilnahmeurkunden sowie Fußball- und Basketballpokalen – doch am meisten von seinen aufmerksamen und pflichtbewussten Eltern, die ihre fünf perfekten Kinder zu dem Glauben – nein, zu dem Anspruch – erzogen haben,

dass sie alles sein können, was sie wollen, solange sie nur von sich überzeugt sind.

Also hat Shane an der Highschool gehandelt, als wäre er ein Langstreckenläufer, und zweimal das Ehrenabzeichen der Schule bekommen; als wäre er ein Musterschüler, und Bestnoten abgeräumt; als wäre eine bestimmte Cheerleaderin genau seine Kragenweite, und *sie* forderte *ihn* zum Tanzen auf; als wäre er ein Topkandidat für die Uni in Berkeley, und wurde aufgenommen, und für die Verbindung Sigma Nu, und sie wollten ihn; als wäre er Schriftsteller, und wurde zum Masterstudiengang Creative Writing an der University of Arizona zugelassen; als hätte er sich verliebt, und heiratete.

Doch in jüngerer Zeit sind in dieser Philosophie Risse aufgetaucht – der Glaube reicht nicht einmal mehr annähernd aus –, und im Vorfeld seiner Scheidung ließ seine künftige Exfrau (*Hab die Schnauze voll von deiner Scheiße, Shane ...*) eine Bombe platzen: Das Bibelzitat, das er und sein Vater bis zum Abwinken zitierten, »Handle, als hättest du Glauben ...«, kam überhaupt nicht in der Bibel vor. Ihrer Meinung nach stammte es vielmehr aus dem Schlussplädoyer der von Paul Newman gespielten Figur in dem Film *The Verdict*.

Diese Enthüllung verursachte Shane zwar keine Schereien, aber sie schien sie zumindest irgendwie zu erklären. Was passiert, wenn dein Leben nicht von Gott autorisiert wurde, sondern von David Mamet? Du findest keine Lehrerstelle, und deine Ehe löst sich auf, gerade wenn dein Studien-darlehen fällig wird und das Projekt, an dem du sechs Jahre gearbeitet hast, deine Masterarbeit – eine Sammlung miteinander verbundener Kurzgeschichten mit dem Titel *Verbunden* –, von dem Literaturagenten, den du dir ausgesucht hast, abgelehnt wird. (Agent: *Dieses Buch funktioniert nicht*. Shane:

Sie meinen, für Sie. Agent: Ich meine, zum Lesen.) Geschieden, arbeitslos, pleite und mit vernichteten literarischen Ambitionen, sah Shane seinen Entschluss, Schriftsteller zu werden, als sechsjährigen Umweg ins Nichts. Zum ersten Mal im Leben packte ihn die Angst, und ohne den Ansporn von HANDLE schaffte er es nicht mal mehr aus dem Bett. Es war seine Mutter, die ihn herauszerren und ihn zur Einnahme von Antidepressiva überreden musste, um vielleicht den unbekümmerten jungen Mann wiederherzustellen, den sie und sein Vater aufgezogen hatten.

»Wir sind doch sowieso keine religiöse Familie. Wir sind eigentlich nur an Weihnachten und Ostern in die Kirche gegangen. Dann hat dein Dad diesen Spruch eben aus einem dreißig Jahre alten Film statt aus einem zweitausend Jahre alten Buch, na und? Aber das heißt noch lange nicht, dass er nicht wahr ist. Wer weiß, vielleicht ist er dadurch sogar wahrer.«

Angetrieben vom Glauben seiner Mutter an *ihn* und von der niedrigen Dosis selektiver Serotoninwiederaufnahmehemmer, die er seit einer Weile nahm, hatte Shane einen Geistesblitz, den man nur als Epiphanie bezeichnen konnte:

Waren nicht Filme der Glaube seiner Generation – ihre wahre Religion? War nicht das Kino unser Tempel, der einzige Ort, den wir getrennt betreten und aus dem wir zwei Stunden später zusammen herauskommen konnten, mit der gleichen Erfahrung, den gleichen gelenkten Gefühlen, der gleichen Moral? Millionen Schulen unterrichteten nach Millionen Lehrplänen, Millionen Kirchen hatten zehntausend Sekten mit einer Milliarde Predigten – aber auf der ganzen Welt lief der gleiche Film. Und wir alle sahen ihn uns an! In diesem unvergesslichen Sommer brachte jedes Lichtspielhaus die gleichen thematischen und erzählerischen Gefüge – den gleichen *Avatar*, den gleichen *Harry Potter*, den gleichen

Fast & Furious –, flackernde Bilder, die sich in unseren Kopf brannten und unsere eigenen Erinnerungen verdrängten, archetypische Geschichten, die zu unserer gemeinsamen Geschichte wurden, die unsere Erwartungen an das Leben prägten und unsere Werte bestimmten. Was war das anderes als eine Religion?

Außerdem brachten Filme mehr Geld als Bücher.

Und so beschloss Shane, sich mit seinem Talent nach Hollywood zu wenden. Zunächst setzte er sich mit seinem alten Literaturprofessor Gene Pergo in Verbindung, der, gelangweilt von seiner Existenz als Lehrer und verkannter Essayist, einen Thriller mit dem Titel *Night Ravagers* (Zombies in friierten Autos durchstreifen Los Angeles auf der Suche nach überlebenden Menschen, die sie versklaven können) geschrieben und die Filmrechte für mehr Kohle verkauft hatte, als er in der Hochschulwelt und bei Kleinverlagen in einem Jahrzehnt verdiente, und seine Lehrtätigkeit mitten im Semester an den Nagel gehängt hatte. Damals war Shane im zweiten Jahr seines Masterstudiums, und Genes Abgang war ein echter Skandal an der Fakultät, denn Dozenten und Studenten waren gleichermaßen verschnupft darüber, wie Gene auf die ganze Hochkultur geschissen hatte.

Shane spürte Professor Pergo in LA auf, wo er gerade den zweiten Teil seiner Trilogie fürs Kino adaptierte – *Night Ravagers 2: Straße der Rache* (3-D). Gene meinte, dass er in den letzten zwei Jahren von »so ziemlich jedem Studenten und Kollegen, mit dem ich je Kontakt hatte« gehört hatte; und als Erste riefen die an, die sich besonders über seine literarische Abdankung echauffiert hatten. Gene verwies Shane auf den Filmagenten Andrew Dunne, auf Bücher über Screenwriting von Syd Field und Robert McKee und, was am wertvollsten war, auf das Kapitel über das richtige Präsentieren von Ideen aus der inspirierenden Autobiografie des Produ-

zenten Michael Deane: *Der Weg des Deanes: Wie ich das moderne Hollywood nach Amerika pitchte und wie auch Sie den Erfolg in Ihr Leben pitchten können.* Vor allem eine Stelle aus Deanes Buch – »In diesem Raum müssen Sie nur an sich selbst glauben. SIE sind Ihre Geschichte« – regte Shane dazu an, sein altes HANDLE-Selbstbewusstsein wieder aufleben zu lassen, an seinem Pitch zu feilen, sich nach Apartments in LA umzusehen und sogar seinen alten Literaturagenten anzurufen. (Shane: *Ich wollte Ihnen nur mitteilen, dass Bücher für mich offiziell erledigt sind.* Agent: *Ich informiere das Nobelkomitee.*)

Und heute erntet Shane den Lohn für all diese Mühen mit seinem allerersten Pitch bei einem Hollywoodproduzenten, und nicht bloß irgendeinem Produzenten, sondern Michael Deane persönlich – oder zumindest bei Deanes Assistentin, Claire Soundso. Heute wird Shane Wheeler mit Claire Soundsos Hilfe den ersten Schritt aus der muffigen Besenkammer der Literatur in den hell erleuchteten Ballsaal des Films machen – sobald er sich entscheiden kann, was er anziehen soll.

Wie aufs Stichwort ruft Shanes Mutter die Treppe herunter: »Dad ist fertig für die Fahrt zum Flughafen.« Als er nicht antwortet, versucht sie es erneut: »Du willst doch nicht zu spät kommen, Schatz.« Dann: »Ich hab arme Ritter gemacht.« Und: »Weißt du noch immer nicht, was du anziehen sollst?«

»Bin gleich da!« Aus purer Frustration – in erster Linie über sich selbst – kickt Shane nach dem Kleiderhaufen. Und in der folgenden Stoffexplosion segelt das perfekte Outfit durch die Luft: vorgewaschene Bootcut-Denimhose und ein Westernhemd mit Stickerei am Rücken und Druckknöpfen. Perfekt zu Bikerstiefeln mit Doppelschnalle. Schnell zieht sich Shane an und krepelt vor dem Spiegel den Ärmel hoch,

bis gerade noch die untere Hälfte des *E* in seinem Tattoo erkennbar ist. »Und jetzt«, sagt Shane Wheeler zu seinem angekleideten Gegenüber, »pitchen wir einen Film.«

In Claires Coffee Bean drängen sich um halb acht die Leute. Jeder Tisch hat einen weißen Filmautor mit Brille zu bieten, jede Brille ist auf ein Mac-Pro-Notebook gerichtet, jeder Mac Pro zeigt in digitaler Form die Endfassung eines Drehbuchs – das heißt, jeder Tisch bis auf den kleinen ganz hinten, wo zwei smarte Geschäftsleute einem leeren Stuhl gegenüber sitzen, der für Claire bestimmt ist.

Claire steuert auf sie zu und zieht mit ihrem Rock die Blicke der Coffee-Bean-Filmautoren auf sich. Sie hasst hohe Absätze und fühlt sich wie ein frisch beschlagener Gaul. Lächelnd grüßt sie, als die beiden aufstehen. »Hallo James, hallo Bryan.«

Sie nehmen wieder Platz und entschuldigen sich, weil sie so lange gebraucht haben, um sich bei ihr zu melden, doch alles andere ist genau, wie sie es sich vorgestellt hat – *toller Lebenslauf, wunderbare Referenzen, beeindruckendes Gespräch*. Sie haben sich mit dem gesamten Planungsgremium des Museums zusammengesetzt und nach eingehenden Beratungen (sie hatten einen anderen Kandidaten, der abgesprungen ist, vermutet sie) beschlossen, ihr die Stelle anzubieten. Mit diesen Worten nickt James Bryan zu, der einen Umschlag über den kleinen runden Tisch schiebt. Claire öffnet ihn ein wenig, bis sie die Überschrift »Vertraulichkeitsvereinbarung« erkennt. Bevor sie sich weiter mit dem Dokument befassen kann, hebt James warnend die Hand. »Eins sollten Sie wissen, bevor Sie sich das Angebot ansehen.« Zum ersten Mal unterbricht einer von ihnen den Blickkontakt zu ihr: Bryan schaut sich um, ob jemand zuhört.

Scheiße. In Claires Kopf überschlagen sich die Worst-Case-

Szenarien: *Die Bezahlung erfolgt in Kokain; sie muss zuerst den Interimskurator erwürgen; es ist ein Museum für Pornofilme* –

Stattdessen stellt James eine Frage: »Claire, was wissen Sie über Scientology?«

Zehn Minuten später – nachdem sie darum gebeten hat, am Wochenende über das großzügige Angebot nachdenken zu dürfen – ist Claire auf dem Weg zur Arbeit. Dadurch ändert sich nichts, denkt sie. Oder doch? Na schön, ihr Film-museum ist also eine Fassade für eine Sekte – nein, das ist nicht fair. Sie kennt Scientologen, und sie sind auch nicht sektenhafter als die steifen Lutheraner in der Verwandtschaft ihrer Mutter oder die säkularen Juden in der ihres Vaters. Aber werden die Leute es nicht so wahrnehmen? Dass sie ein Museum voll mit der Scheiße leitet, die Tom Cruise bei seinem Garagenflohmarkt nicht losgeworden ist?

James hat ihr versichert, dass das Museum, abgesehen von der Startfinanzierung, keine Verbindung mit der Kirche haben wird; dass den Grundstock der Sammlung zwar Schenkungen einiger Mitglieder bilden werden, dass der größte Teil des Museums aber von ihr aufgebaut werden soll. »Damit will die Kirche etwas zurückgeben an eine Branche, die unsere Ziele seit vielen Jahren fördert«, erklärte Bryan. Und sie waren begeistert von ihren Ideen: interaktive Computergrafikprogramme für Kinder, eine Stummfilmgruft, eine wöchentlich rotierende Filmserie, jedes Jahr ein Filmfestival zu einem bestimmten Thema. Sie seufzt; warum müssen es ausgerechnet Scientologen sein?

Claire brütet vor sich hin, während sie fährt wie ein Zombie – reduziert auf animalische Reflexe. Die Route durch ein Labyrinth aus Abkürzungen, Spurwechseln, Seitenstreifen, Pendlerverkehr, Wohn- und Seitenstraßen, Fahrradwegen und Parkplätzen ist ihr in Fleisch und Blut übergegangen und

bringt sie jeden Tag exakt achtzehn Minuten nach dem Verlassen ihrer Wohnung ins Büro.

Mit einem Nicken für den Wachmann fährt sie durch die Schranke und parkt. Sie schnappt sich ihre Tasche, und als sie zum Büro strebt, scheinen sogar ihre Schritte abzuwägen (*gehen, bleiben, gehen, bleiben*). Die Michael Deane Productions haben ihren Sitz in einem alten, zwischen Studios, Büros und Filmsets gequetschten Autorenbungalow auf dem Universal-Gelände. Michael arbeitet nicht mehr für Universal, aber er hat in den Achtziger- und Neunzigerjahren so viel Geld für das Unternehmen verdient, dass man ihm erlaubt hat, die Räumlichkeiten weiter zu nutzen: eine Sense an der Wand einer Traktorfabrik. Außerdem ist das Büro Teil einer Vereinbarung, die Michael vor einigen Jahren unterschrieben hat, als er Geld brauchte. Sie gibt Universal ein Vorkaufsrecht auf alles, was er produziert (herzlich wenig in den letzten Jahren).

Im Büro macht Claire Licht, gleitet hinter ihren Schreibtisch und schaltet den Computer an. Sie geht direkt zu den Kassenzahlen, vorgezogenen Erstvorstellungen und Wochenenddauerbrennern, auf der Suche nach einem Hoffnungsfunkeln, nach einer Trendwende in letzter Sekunde, die ihr vielleicht entgangen ist, doch die Zahlen zeigen, was sie schon seit Jahren zeigen: alles Kinderkram, alles sicherer 3-D-Animationsfortsetzungsschrott, alles im Bereich algorithmischer Verkaufsprognosen auf der Basis von Umsatz, Trailer, Poster, Reaktion des Testpublikums im Auslandsmarkt. Filme sind inzwischen nur noch ein Zugeständnis, ein Werbeforum für neues Spielzeug, ein Sprungbrett für Videospiele. Erwachsene warten drei Wochen, bis sie einen anständigen Film auf Abruf bekommen, oder sie sehen Smart-TV. Neuheiten im Kino sind in Wirklichkeit nur noch hochgetunte Fantasy-Videospiele für Halbwüchsige mit geschwellenen Hoden und ihre bulimischen Gespielinnen. Der Film – Claires erste Liebe – ist tot.

Sie weiß noch genau, wann sie ihr Herz verloren hat: am 14. Mai 1992 um ein Uhr nachts, zwei Tage vor ihrem zehnten Geburtstag, als sie glaubte, aus dem Wohnzimmer ein Lachen zu hören, und ihren Vater weinend vorfand, der ein hohes Glas mit einer dunklen Flüssigkeit in der Hand hielt und im Fernsehen einen alten Film anschaute. *Komm her, mein Engel*. Sie setzte sich neben ihn, und schweigend sahen sie sich zusammen die letzten zwei Drittel von *Frühstück bei Tiffany* an. Claire war erstaunt über das Leben auf dem kleinen Bildschirm, als hätte sie es sich immer nur vorgestellt, *ohne es zu kennen*. Das war die Macht des Films: wie ein Traum aus Déjà-vus. Drei Wochen später verließ ihr Vater die Familie, um die vollbusige Leslie zu heiraten, die vierundzwanzigjährige Tochter seines früheren Kanzleipartners, doch für Claire blieb es immer Holly Golightly, die ihren Daddy gestohlen hatte.

Wir gehören zu niemandem, und niemand gehört zu uns.

Sie studierte Film an einer kleinen Hochschule für Gestaltung und machte ihren Master an der UCLA. Als sie bereits auf dem besten Weg zum Doktorgrad war, passierten in rascher Folge zwei Dinge, die ihr zu denken gaben. Zuerst hatte ihr Vater einen leichten Schlaganfall und zwang Claire somit, sich mit seiner und infolgedessen auch ihrer eigenen Sterblichkeit auseinanderzusetzen. Und dann hatte sie eine Vision von sich selbst dreißig Jahre später: eine unverheiratete Bibliothekarin in einer Wohnung voller Katzen, die nach Regisseuren der Nouvelle Vague benannt sind. (*Godard, lass Rivettes Kauspielzeug in Ruhe!* –)

Sie besann sich auf den Ehrgeiz, den *Frühstück bei Tiffany* in ihr geweckt hatte, und verließ die abgeschiedene akademische Welt, um sich selbst am *Machen* von Filmen zu versuchen, statt sie nur zu studieren.

Als Erstes bewarb sie sich bei einer großen Talentagen-



Jess Walter

Schöne Ruinen

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-499-9

Blessing

Erscheinungstermin: April 2013

Eine herzerreißende, komische und verrückte Liebesgeschichte

Ein verschlafener Ort an der ligurischen Küste im Frühjahr 1962: Pasquale hat von seinem Vater eine Pension geerbt, und wenn er nicht gerade in der Brandung steht, um mühsam einen Strand anzulegen, vermisst er ein Felsplateau, auf dem ein Tennisplatz entstehen soll. Denn Pasquale hat eine Vision: Er will aus Porto Vergogna einen glamourösen Ferienort machen, der Touristen aus aller Welt anlockt, am liebsten aus Amerika.

Dann checkt tatsächlich eine junge amerikanische Schauspielerin in seiner Pension ein, und Pasquale verliert sein Herz an sie. Mit ihr kommt die Welt nach Porto Vergogna – die Verheißungen des fernen Amerika, der Glamour von Cinecittà und schließlich sogar ein sturzbesoffener Richard Burton. Und als die Amerikanerin wieder abreist, ist für Pasquale nichts mehr, wie es war. Ein Steinchen ist ins Mittelmeer gefallen, das noch Jahrzehnte später seine Wellen an die Pazifikküste spült, als der alte Pasquale in Kalifornien nach dieser längst verlorenen Liebe seines Lebens sucht – zusammen mit einem abgebrühten Hollywood-Produzenten, dessen resignierter Assistentin und einem selbstverliebten Mochtegern-Drehbuchautor, der zufällig Italienisch kann. Ein erfrischender und lebenskluger Roman voller Witz und Dolce Vita um hochfliegende Träume, tiefe Abgründe und die Ironie unserer Existenz.